

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Prosa

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

"Wo soll ich hingehen vor deinem Geist?"

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876

„WO SOLL ICH HINGEHEN VOR DEINEM GEIST?“

An der Schwelle dieses Jahrhunderts erwachte ich zu bewußtem Leben. Damit ist zugleich gesagt, daß ich allen Verlockungen der Zeit zu einem gottesleugnerischen, einem unnachgiebig diesseitig bestimmten Leben ausgesetzt gewesen bin. Einige solcher Verlockungen seien aufgeführt: Der Lärm, mit dem ein zeitgemäß hergerichteter Aberglaube die Pyrrhussiege der Naturwissenschaft über alle Rätsel der Welt feierte, die heldische Gebärde, in der Prometheus-Nietzsche sich trotzend aufreckte gegen den Herrn der Welt, die Sinnlosigkeit des Weltlaufes, die mit dem verlorenen Krieg offenbar zu werden schien. Was dann in verschiedenartigen Bestrebungen hier und da wie Beseelung und Besinnung aussehen mochte, erschien vielen als das Ergebnis eines verzweifelten Kampfes wider den harten Spruch des Schicksals, und sie sträubten sich entschieden gegen die Einsicht, daß in dem allen die wohl leitende, aber auch strenge Hand Gottes wirke. Sie erhoben den Menschen zum Gott, während wieder andere glaubten, in all diesen Erscheinungen verlautbare sich Gott auf eine bisher unerhörte Weise. Wenn also Gott in unsere Welt hineinwirkt — so sagten diese —, wenn menschliches Wirken *seinen* Willen zu erraten und mit ihm sich zu vereinen sucht, dann vollzieht sich *allein* im Leben der Nation, der Gemeinschaft oder auch des Kollektivs die große Transformation des Göttlichen ins Menschliche. Nur dies Gotterlebnis sollte gültig sein, und ihm gegenüber lud sich jede Aussage der Einzelseele über ihre Begegnungen mit Gott den Verdacht der Willkür, Selbsttäuschung und Wichtigtuerei auf.

Mit dem Wort „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ zeigt sich die Volksweisheit der Möglichkeit gewiß, daß sich im politischen Geschehen die göttliche Wirkung auf die Welt ins Menschliche transformiert. Es wäre aber vermessen, die ganze Breite des göttlichen Einflusses in dieses eine enge Bett zwingen zu wollen. Zudem steht eines Volkes Leben in der Zeit nicht unterbrechungslos im Zeichen echter Geschichtlichkeit. Wo die unschöpferische, tagespolitische Routine am Werke ist, wird man in ihrem leeren,

aufdringlichen Lärm Gott vergebens suchen. In den Zeiten echter Erfülltheit aber liegt der Transformationspunkt für den Einstrom göttlichen Wirkens in der Seele weniger Menschen, meist sogar eines einzelnen. Nur hier wird die geheimnisvolle Umschaltung in einem Knistern und Sprühen, in einer einzigartigen Erschütterung unmittelbar Erlebnis. Wer allein aus dem, was die transformierte Gotteskraft außerhalb seiner selbst im menschlichen Bereich bewirkt, den Spender dieser Kraft erkennen will, der begnügt sich mit einem Gotteserlebnis sehr abgeleiteter Art, das immer in Gefahr steht, leeres Gerede zu werden. Im Grunde ist dies eine Bekanntschaft vom Hörensagen. Gott ist nicht erfahren, wo er nicht unmittelbares, das heißt persönliches Erlebnis geworden ist.

Geht es also um Zeugnisse für seine wirkende Gegenwart, so behält immer die persönliche Aussage höchsten Wert. Gott offenbart sich im Zwiegespräch. Die großen religiösen Menschen werden von ihm persönlich aufgerufen; zu ihnen spricht er: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

Hier nun tut sich die große Gefahr auf, eitel und ruhmredig zu werden. Wenn ich mich eines starken und alle Zweifel ausschließenden namentlichen Anrufes nicht rühmen darf, wenn darum meine Aussage von Gott nur in bedingter und angenäherter Weise Zeugniswert haben kann, ist es mir dann überhaupt erlaubt, mein Zeugnis anzubieten?

Immer einmal wieder von Zeit zu Zeit geschieht es mir, daß ich in der Nacht aus tiefem Schlaf auffahre, daß ich plötzlich hellwach und mit überalltäglich geschärftem Ohr aufrecht in meinem Bett sitze. Dann hat mich mein Vater gerufen, der nun schon zwanzig Jahre in seinem Grabe schläft. Ich habe ganz deutlich und ganz nahe meinen Namen gehört, *einmal* nur. Aber das kurze Wort war der sinnlichen Gegenwart des Rufenden so überzeugend voll, daß die Frage „Wer hat gerufen?“ sich ihrer selbst schämen müßte. Da sitze ich und bin ganz horchender Gehorsam, sehe schon die stumpfgewordenen Messer, Hobeisen und Ziehklängen gesammelt und bin bereit, dem Vater den Schleifstein zu drehen. Meine überwachen Augen sehen in einem einzigen Überblick jedes Messer in der unverwechselbaren Besonderheit seiner Klingenform. Am Schleifsteintrog sind in den beiden hochragenden Dauben die Aussparungen für die Welle mit Speckschwarten

ausgeschlagen, und die dort verwendeten Nägel haben alle ihr besonderes Gesicht. Die Bilder aus meinen frühen Jahren sind mit den kleinsten Einzelheiten zauberhaft gegenwärtig, und gerade die Belanglosigkeiten scheinen mit einer niegeahnten Bedeutung beladen.

Obwohl ich nun gespannt lausche, höre ich meinen Namen nicht zum zweiten Male, und es folgt dem Anruf kein Auftrag. Die Nacht ist erfüllt von feinen Geräuschen, die dem Ohr entgehen, wenn es nicht durch einen besonderen Anruf über das Natürliche hinaus geschärft wird. Vielleicht wird jetzt das Niederrieseln der Finsternis an den Mauern meines Hauses hörbar mit den Geräuschen rinnenden Sandes. Dem Anruf folgt kein Auftrag; langsam verlieren die Sinne ihre erschreckende Schärfe, der befehlsgewärtige Knabe verwandelt sich in einen Mann mit ergauendem Haar, der sich erschauernd ins Kissen zurückgleiten läßt und für Stunden keinen Schlaf findet, weil ein Nachhall vom Klang seines Namens noch lange den schweren Vorhang erzittern läßt, hinter dem das Drüben uns verborgen ist.

Werden wir die Gegenwart des Vaters der Welt immer nur als eine Ahnung fühlen, werden wir ihrer nie durch ein beweisgerüstetes Wissen sicher? Immer wieder haben die Menschen versucht, durch das scholastische Mauerwerk ihrer Gottesbeweise die Fruchtgefülle des Glaubens abzuriegeln gegen den zerstörerischen Einbruch der Zweifel. Ich habe diesem Gemäuer aus faßlich behauenen Begriffen, Urteilen und Schlüssen schon mißtraut, als ich noch nicht wußte, wie tief Immanuel Kant seine Fundamente untergraben hat.

Nun bedarf es keines Beweises mehr; denn an einer Stelle meiner Wanderung, als schon der Tag behutsam verriet, daß er sich neigen und Abend werden lassen möchte, an einer Stelle meines Weges wurden mir die Sinne aufgetan für den, der im Leib der Sprache schon so lange an meiner Seite ging, *im Leib der Sprache*, und ich verstand nicht, warum meine Augen so lange gehalten waren. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ — „Im Wort war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis.“ Aber meine Finsternis hatte es so lange nicht begriffen.

Ist nicht die Sprache aller Wunder wunderbarstes? Vergeblich bliebe das Bemühen, die Fülle ihrer Macht auszudeuten, und nur an eines sei gemahnt. Wenn ein Tag hinabsinken will in den Schlund des Vergangenen, der vom Verschlungenen nichts wieder hergibt, so fassen wir vom Inhalt dieses Tages das Bedeutende und heben es hinein in den Raum der Sprache, welcher der Vergänglichkeit entzogen ist. Die vergangenen Taten unseres Volkes, seine verklungenen Lieder, seine ausgelebten Gedanken bleiben in diesem Raum gegenwärtig, und wenn die in Gott vorbedachte Gesamtheit des irdischen Geschehens bei so beschränktem Raum nur im Nacheinander der Zeit sich verwirklichen kann, so ist doch der Raum der Sprache solchen Beschränkungen nicht unterworfen. Was auch unser Volk in ihn noch hineinstellen mag, niemals wird es ihn füllen. Jedem Volk ist es möglich, seinen Sprachraum in die Unendlichkeit hinauszubauen, und aller Sprachen wachsende Unendlichkeiten finden nebeneinander Raum in der einen Unendlichkeit Gottes. In seiner Sprache gewinnt der Mensch Anteil an Eigenschaften, mit denen wir Gottes Wesen umschreiben; in seiner Sprache wird der Mensch allgegenwärtig, unvergänglich, unendlich.

Nach einem solchen Blick auf die Sprache gewordene Größe eines Volkes ist die Rückkehr zu den Begebnissen des eigenen kleinen Lebens ein Wagnis, zu dem ich mich nur mit Zagen entschließe, für das sich aber am Ende doch eine Rechtfertigung finden lassen wird. Und wie 999 Worte, die laut und mit herrscherlicher Gebärde an große Dinge rühren wollen, doch tot bleiben, während im tausendsten, das leise und wie beiläufig erklingt, Leben geheimnisvoll aufglüht, so sind vielfach die sogenannten „einschneidenden“ Ereignisse ganz folgenlos, und oft nach Jahren erst erweisen die kleinen Erlebnisse ihre lebengestaltende Gewalt.

Warum mußte meine Mutter ihrem kleinen Sohn immer wieder die Verserzählung von „Nudelmüllers Neujahrsnacht“ aus einem zerschissenen Kalender vorlesen? Ich verstand ja nicht einmal die hochdeutsche Sprache und konnte darum den mitgeteilten Ereignissen nur ahnungsweise folgen. Dennoch war der Zauber so groß, daß ich lange Zeit täglich versuchte, meine Mutter von drängender Arbeit weg zum Vorlesen in die Stube zu ziehen mit

dem Gebettel: „Eenmol Nudelmüller, Modder, *eenmol!*“ In den zweifellos sehr albernen Reimereien ist meinem Ohr doch etwas von der göttlichen Allgewalt des Wortes vernehmbar gewesen, und wenn der einzelne in den stürmischen Aufstieg weniger Jahre erlebend zusammendrängen muß, was sein Geschlecht in verdämmernden Jahrtausenden langsam bewältigte, so stand ich vielleicht atemholend eben auf der Stufe, da jeder banale Wortgleichklang das Herz mit der bannenden und beschwörenden Gewalt urdunklen Zaubers trifft. „Quälgeist“, sagte meine Mutter, „wenn *du* doch erst lesen könntest!“ und über den Abgrund der Jahrzehnte her weht mich dies Wort an, nicht als verlorener Hinweis auf eine zu erwerbende Fertigkeit, die das bürgerliche Leben neben vielen anderen voraussetzen muß, sondern bedeutungsschwer als eine frühe Enthüllung meiner Lebensbestimmung.

Eines Tages saß ich denn wirklich in unserer Dorfschule, und das Lesenlernen begann. Unser Lehrer mußte mehr als neunzig Kinder unterweisen, und dieser schweren Aufgabe genügte er mit so viel Eifer und Geschick, daß der Ruf seiner Schule über die Grenzen des Kirchspiels hinausdrang. Ihm mochte immer mahnend und spornend vor Augen stehen, wie er die Ausrüstung der großen Schüler, die der Entlassung zuwachsen, noch vervollständigen könne. Die sogenannte „kleine Seite“ mußte sich mit kärglichen halben Stunden einer hastig betriebenen direkten Unterweisung begnügen, und für die ABC-Schützen gar fielen nur noch Zeitbrocken ab. Stundenlang malten wir unter der Aufsicht eines größeren Schülers Buchstaben und Wörter auf die Tafel, lösten wir die Rechenaufgaben, die in Reihen an der Wandtafel standen.

Was hatte diese Schule einem Kinde zu bieten, dessen Mutter schon ahnte, daß wohl die Mühe um das dichterische Wort Inhalt seines Lebens werden könne? Im Hause der Sprache waren dem Schulbetrieb, wie das nicht anders sein konnte, nur die lichten und einfachen Räume vertraut, in denen die tägliche Arbeit geschieht; aber verschlossen waren ihm die prunkenden Festsäle und die dämmernden Kapellen zumal, die sich geheimnisvoll über der feiernden Andacht wölben. Das Rechnen gab dem ganzen Unterricht Rückgrat, und der Lehrer wußte wohl, daß das ganze Dorf ihm zustimmte, wenn er die Lebensaussichten eines Schülers am Grad der erreichten rechnerischen Fähigkeiten ablas.

Die Unterweisung hielt sich an den Gang des Rechenwerkes von Saß, das in drei Teilen vorlag. Die kleine Seite tummelte sich noch mehr kindlich-unverbindlich im „lütten“ Saß. Auf der großen Seite aber begann mit dem zweiten der volle Ernst des Lebens, und wer am Ende der Schulzeit seine „Vermischten Schlußaufgaben“ bewältigt hatte, der konnte entlassen werden mit der begründeten Hoffnung, daß er sich auch den vermischten Aufgaben des bürgerlichen Lebens bis zum Schluß gewachsen zeigen werde. In den dritten Saß aber drangen immer nur ein paar Auserwählte vor, und wer sich hier umgetan hatte, der trug beim Ausrücken ins Leben den Marschallstab im Tornister. Viele dieser Erprobten traten denn auch ins Heer ein, und wenn sie statt des Marschallstabes auch nur Feldwebellitzen aus dem Tornister hervorzogen, so kamen sie später doch in der Stadt zu geachteten Ämtern, und in Luhnstedt raunten sich die Leute mit hochgezogenen Brauen ehrfürchtig zu: „De is hoch an!“ Da war einer, der sich mit dem Titel „Garnisoninspektor“ schmücken durfte. Vor der obrigkeitlichen Gewalt, die dieses pomphaftes Wort ahnen ließ, mochten wohl die Befugnisse eines Bürgermeisters von Rendsburg ins Belanglose absinken. Das Dorf staunte zur Höhe seines Sohnes andächtig empor; aber der Aufstieg wurde ihm doch halbwegs erklärlich, wenn es der frühen Heldentaten des Herrn Garnisoninspektors im dritten Saß gedachte. Dagegen war als Versager von vornherein gebrandmarkt, wer aus dem „lütten“ Saß *konfirmiert* werden mußte. In dieser Rendsart geriet der Herrscheranspruch des Rechnens schon in die Anmaßung: noch in der Konfirmation bestritt Saß Bibel und Gesangbuch den Vorrang.

Wegen der unbedingten Vorherrschaft rationaler Bestandteile war die Bildungsluft dieser Schule der Entfaltung knospender Träume in einer Kinderseele nicht eben günstig. Auch hatte gezieltes Wirken unter einer so großen Kinderschar eine eiserne Zucht zur Voraussetzung. Die Luft in den Schulstuben ging damals überall rauher als heute.

Und doch wagten sich beim friedlichen Abschreiben auf der „kleinen Seite“ meine scheuen Träume hervor. Oft auch horchte ich hinüber auf die große Seite und tastete mich mit empfindsamem Ohr in die hochdeutsche Sprache hinein.

An einem Novembermorgen meines ersten Schuljahres geschah mir ein Wunder. Häßlicher grauer Nebel drückte gegen die Fenster der Schulstube, die noch in halbem Dämmer lag. Ich war wohl noch müde, und also schien dem Schulbetrieb jeder Schwung zu fehlen. Was auf der großen Seite als Religionsunterricht vor sich ging, kam als ein sinnloses, eintöniges, einschläferndes Gemurmel zu mir herüber. Lebendig waren im Raum nur die roten Lichter, die sich nach jedem geheimnisvollen Poltern im Ofeninnern aus der offenen Tür wie im Übermut auf blankes Blech purzeln ließen, sich einen Augenblick in wildem Tanz vergnügten und dann erloschen.

Als meine Augen wieder einmal zum Fenster gingen, schien die Nebelwand mehr in die Ferne des Spielplatzes zurückgewichen zu sein. Standen die kahlen Linden an der Längsseite des Hauses vor kurzem noch zu Ungeheuern auseinandergezerrt in der Ungewißheit des Nebels, so machte die Sicherheit jungen Lichtes ihre Gestalt dem Auge aufs neue faßlich und vertraut, und um das schwanke Gezweig spielte ein rötlicher Schein. Das stumpfe Grau der weichenden Nebelwand geriet in ein lebendiges, silbriges Sprühen, in das sich langsam wachsend eine feine Röte mischte.

Da lichtete sich auch der Sprachnebel über der großen Seite. Nun verstand ich einzelne Worte von dem, was drüben gesprochen wurde. Das Verständnis wurde mir erleichtert durch ständige Wiederholung; denn eben überzeugte sich der Lehrer, ob auch jeder Schüler die Worte des Psalmisten zufriedenstellend auswendig wußte.

In einem letzten Ansturm wurde draußen die Sonne des erschütterten Nebels plötzlich Herr; durch die Fenster ergoß sich das siegende Licht. Und sein überwältigender Einbruch war wie ein Schrei des Triumphes. Wie Sturmbalken, die die Mauern des Nebels niedergewuchtet hatten, schob die Sonne ihr Licht in die Stube, und es zeigte sich, daß die Balken genau nach dem Maße der Fenster geschnitten waren. Es mußte als ein Wunder gelten, wenn die Scheiben nicht alle zerklirrten. Ganz körperlich ging das Licht vom hohen Fenster schräge nieder, und zu meinen Füßen, auf dem freien Platz vor der ABC-Schützenbank, legte es sich auf den Boden.

Und in diesem Augenblick hatte die Sonne des Geistes auch den Sprachnebel über der großen Seite ganz durchlichtet. Beseligend und doch mit seinem Ungestüm einen kleinen stechenden Schmerz bereitend, strömte der Schein einer erwachenden Seele in die großaufgeschlagenen Augen. In tiefem Erschauern wurde mir klar, daß von einer Macht die Rede ging, vor der das Um-einanderkreisen der Sterne in der Unendlichkeit nicht gewaltiger ist als vor meinen Kinderaugen das Spiel der Stäubchen in einem schrägen Balken Lichtes:

„Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?

Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.

Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.“

Ich gab der Macht, die mir da erschien, nicht ausdrücklich den Namen Gottes; ich wußte nur, daß ein *Unentrinnbares* ist, in welches alle meine Wege münden müssen. Der aufrührerische Mensch mag diese Unausweichbarkeit verfluchen, aber dem gutgewillten ist sie ein Trost. Die dichterische Sprache hob meine Seele empor wie mit Adlersfittichen, und gefiel mir am Gedicht sonst zuerst der Reim und dann wohl noch das erheiternde metrische Geratter der Sprache, so erschloß mir nun der wahre *Rhythmus* sein Geheimnis. Wenn sich die Seele der fluggeübten Dichtersprache anvertraut, um sich von ihr wie auf Flügeln der Morgenröte an das äußerste Meer tragen zu lassen, so ist der Rhythmus dieser Flügel Schlag.

„Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?“ Die Frage wird wiederholt, damit schon im Anfang die Willkür des Vereinzelteten aufgehoben werde. In der Wiederholung mißt sich eine Frage an der andern, eine fügt sich der andern im gemeinsamen Streben nach Harmonie, und wenn solcherart die rhythmische Vorbedingung geschaffen ist, dann werden die Schwingen geprobt. „Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.“ In dem zweimaligen „da“ berühren die Füße noch wieder den Boden. Da aber diese beiden anlaufenden und ganz

kurzen Probeflüge eine letzte Sicherheit gegeben haben, so entfalten sich nun die Schwingen ganz, und mit dem seligen „Nähme ich Flügel der Morgenröte“ wirft sich das Fliegende vertrauensvoll hinaus in die Unendlichkeit, scheint völlig frei zu sein und keinem Ziele hörig, und doch endet jeder Flug unentrinnbar auf Gottes Hand.

Seitdem erscheinen mir vollendet schöne rhythmische Einheiten immer im Bilde einer Flugbahn. Im Anflug schon entschleiert sich des Ganzen Verlauf. Wenn hier etwas versehen ist, so gelingt dem Bogen sein gesetzmäßiger Schwung nicht, und geht er nieder, so folgt der ersten Berührung mit dem Boden ein ungeschicktes Nachhoppeln mit gespreiztem Gefieder. Der rechtbeschaffene Flug kann immer nur an *einer* Stelle enden, und die erste und endgültige Wiederberührung mit dem Boden wird wie selbstverständlich eins mit dem geräuschlosen Falten der Schwingen.

Wohl weiß ich, daß ich dieser Stunde mit dem 139. Psalm hier in aller Bewußtheit und Ausführlichkeit eine Festlichkeit gebe, die damals gewiß halb traumhaft und sehr kurz gewesen ist. Auch habe ich mich wohl an diesem Tage nicht anders als sonst in die Spiele der Pause gestürzt, und vielleicht gab es auch einen Kinderzank mit der vollen Entfaltung kindlicher Bosheit. Vielleicht fiel der Edelstein dieses Erlebnisses bald tief in den Kehricht des Alltags. Es ist wohl so, daß dem Menschen die Kostbarkeiten seines Lebens nicht immer mit festlichem Gepränge auf samtenem Kissen feierlich überreicht werden. Oft genug muß er heimliche Gaben, deren er nicht achtnahm, mit spätem Erkennen aus dem Kehricht seines Lebens aufheben.

Zwar habe ich den Edelstein dieser Stunde nie für lange Zeit aus der Hand gelassen. Doch ist mir seine wahre Bedeutung erst nach vielen Jahren aufgegangen. Immer tiefer ins Bedeutungsvolle wuchs sein Glanz. Er ist mein altes Gut aus Kindertagen, und wenn ich ihm heute eine Fassung gebe, an deren Fertigung die ganze Erfahrung meines Lebens mitbeteiligt ist, so darf mir keiner sagen, daß ich des Steines Leuchten verfälsche.

Nach diesem Tage habe ich mein Bewußtsein noch einmal zurückgleiten lassen in seinen kindlichen Schlaf. Bevor ich ihn ganz abtat, hatte ich schon einmal hellwach aufrecht in meinem Bett gesessen. Der Nachhall meines Namens blieb noch einen

Augenblick aufrecht und gesammelt in der Luft, wie am windstillen Morgen Rauchsäulen unbeweglich über den Häusern stehen. Der Zugwind neuer, bunter Erlebnisse griff in den Nachhall des Rufes und zerstreute ihn, so daß ihm — wie ich lange meinte — kein Auftrag folgen konnte.

Da ich aber im Jahr nach dem Erlebnis mit dem Psalm wie traumbefangen anfing, Märchen und erste Verse ungeschlachtet auf rohes Papier zu schreiben, muß es doch mit beidem seine Richtigkeit gehabt haben: mit dem Anruf und dem Auftrag.

In unruhiger Zeit gab es der Verlockungen genug, die mich von dem anbefohlenen Weg abziehen wollten auf andere, denen gewiß der Vorteil längerer Erprobtheit und größerer Geselligkeit eignete. Und wenn ich nun sage, daß ich trotz allem Richtung und Gehorsam gehalten habe, so befällt mich in der Freude zugleich ein jähes Erschrecken. Vergesse ich der Demut? Ich rühme mich ja nicht um meiner Beharrlichkeit und Findigkeit willen, ich rühme die Stärke und Unentrinnbarkeit des Herrn. Ist schon im Bereich des Menschlichen der Gehorsam oft weniger Tugend und Verdienst des Ausführenden als vielmehr fortwirkende Gewalt des Befehlswortes, so verliert in der Begegnung mit Gott der Gehorsam seine Verdienstlichkeit ganz.

Es sollen hier nicht die kleinen Begebnisse meiner Jugendjahre wichtigtuerisch und selbstgefällig ausgekramt werden. Verloren eingesprengt aber in das erstarrte Gestein meines vergangenen Lebens findet sich hier und da ein Äderchen Gold. Hin und wieder geschah meiner Seele die Gnade, daß sich in ihr die Transformation des göttlichen Wirkens ins Menschliche an einem kleinen Punkt erfüllen durfte. Aus einem unendlichen Brande fiel ein Funke in meine Seele. Von der Möglichkeit dieses Vorgangs will ich Zeugnis ablegen. Das Erlebnis selbst zwar ist einmalig und unwiederholbar. Doch kann der wunderwirkende Odem der Sprache unter Bergen von Asche das Knistern und Sprühen des Augenblicks der Wandlung neu gegenwärtig machen. Mein Mühen gilt diesem Werk.

Wenn es mir mißlang, so haben dennoch auch in unserer Zeit andere tröstlich bewiesen, daß dem dichterischen Wort diese Gewalt gegeben ist. Wo die Sprache der echten Eingebung gewürdigt ist, da überwindet sie die menschliche Unzulänglichkeit, da

macht sie im Aufschrei aus tiefster Not der göttlichen Hilfe schon sicher, da richtet sie die verbogene, nackte Seele gerade und deckt ihr die Blöße mit einem Ehrenkleide, und den, der dem verlorenen Sohne gleich niederbrechen will, fängt sie auf und legt ihn dem Vater an das erbarmende Herz. Aus dem Paradies der Dichtung ist der Mensch nicht vertrieben, und immer noch kann er in diesem Garten gegen Morgen an jeder Biegung der Steige plötzlich vor Gott stehen.

Darum ist Dichtung anderes als eine Zusammenfassung oder Erläuterung unserer irdischen Pflichten in einer sogenannten „gehobenen“ Sprache, und ein Volk stimmt wachsender Verarmung leichtfertig zu, wenn es die vorlaute Klugheit bejubelt, die da, wo sie den unmittelbaren Bezug auf die Zwecksetzungen *ihrer* Welt nicht mehr vorfindet, anmaßend den Beginn einer belanglosen Kunst um der Kunst willen feststellt. Vielleicht aber beginnt eben hier die Kunst um Gottes willen. Kunst um der Kunst willen ist eine Entartung. Die wahre Dichtung aber steht unter einem unverbrüchlichen Sollen. Sie *soll* dem Menschen helfen, daß er Leben wie Tod recht bestehe. Fürchte also keiner, in die pflichtlose Vereinzelung zu geraten, wenn er dem Sang des einsamen Dichters lauscht. Was ihn da am Feierabend aus der nach-erlebten Begegnung einer Seele mit Gott anhaucht, wird morgen bei der Arbeit als ein neuer Schwung in die Schläge seines Hammers fahren. Der Befehlsträger Glavina und der Unteroffizier Gabsch waren wohl etwas befremdende Soldaten; aber sie übten das Handwerk des Kriegers untadelig aus bis in den Tod. Zu solchem Tun fanden sie die Kräfte gehäuft an einer Stelle, die andern leer erscheinen mag.

Von kleinem Beispiel ausgehend, überdenken wir nun zum Schluß noch einmal mit Andacht die Fähigkeit dieser Welt, den Anruf einer anderen zu vernehmen, zu höherem Dienste sich dingen zu lassen, Gehorsam zu üben. *Potentia obedientialis!*